



Foto: Monetti

Künstlerin mit Empathie und Experimentierfreude – Interview mit Diemut Schilling

„Wenn mir normale Leute für ein Medienprojekt ihre Lebensgeschichte erzählen, ist das ganz großes Kino.“ Ob alte Leute oder Kinder – Diemut Schilling interessiert sich für Menschen und für unsere Gesellschaft – und wie sie sich verändert. Vielleicht fing das mit dem archäologischen Forscherdrang an, mit dem sie als Kind den Garten ihrer Eltern umgrub und ein Apothekeninterieur aus dem 19. Jahrhundert fand – das Haus stand auf einem historischen Müllberg.

Die heute 53-Jährige studierte an der Kunstakademie Düsseldorf, wurde Meisterschülerin von Tony Cragg und bekam ein Hochbegabtenstipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes. Dort fand sie ihre geistige Heimat – mit Menschen, „die im klassischen humanistischen Sinn an der Welt interessiert sind“.

Mit Mitte dreißig entdeckte sie eine neue Form, ihre politischen und philosophischen Ideale umzusetzen: Partizipationsprojekte im öffentlichen Raum. Es wurden vierzig Großprojekte in zwanzig Jahren. 2011 wurde sie Professorin an der Alanus Hochschule und arbeitet seit einem Jahr in einem Künstler-Duo. Seit sechs Jahren ist sie Mitglied im Rat für Kulturelle Bildung.

Wie hat Ihr Interesse an einem künstlerischen Werdegang angefangen?

Diemut Schilling: Das hat sicher viel mit meiner Biografie zu tun. Meine Eltern haben ihre vier Kinder für die 60er-Jahre ausgesprochen frei erzogen. Experimentierfreude wurde gefördert und wir durften früh Verantwortung für uns selbst übernehmen.

Klingt nicht so klassisch bildungsbürgerlich ...

Meine Eltern waren keine Akademiker, aber bildungsmäßig haben sie uns alles Wichtige mitgegeben. Wir hatten zwar kein Geld, um ins Theater zu gehen, aber uns wurde aus der Weltliteratur vorgelesen. Wir machten Hausmusik und lernten alle Kulturtechniken, die man selbst machen kann: Schnitzen, Weben, Körbeflechten, Papiermachen, Holz- und Metallverarbeiten, Buchbinden oder auch Obsteinmachen. Stroh wurde selbst eingeweicht und zur Weiterverarbeitung gebügelt. Das war kein Hobby, sondern eine Lebens- und Überlebenstechnik, die in unserer Familie nach dem Krieg und der Flucht kulturell tief verwurzelt war.



Im Wuppertaler Atelier arbeitet Diemut Schilling seit einem Jahr mit Malerei in einem Künstler-Duo.

Wie kam es zu Ihrer Entscheidung für die bildende Kunst?

Ich wollte erst Musik studieren, auch Schauspielerei hat mich interessiert. Letztendlich wollte ich dann aber doch einen Beruf, bei dem man nicht ständig Bühnentauglich sein muss. Noch zu Schulzeiten habe ich mich mit Zeichnungen bei mehreren Kunstakademien beworben.

Sich über Kunst einmischen

An der Düsseldorfer Kunstakademie wurden Sie Meisterschülerin des bildenden Künstlers Tony Cragg, der bis 2003 auch Rektor der Akademie war.

Erst war ich bei Ernst Erich Reusch, er hat uns oft zur Teilnahme an Wettbewerben zu Kunst im öffentlichen Raum motiviert. Da habe ich gemerkt: Man darf sich über Kunst einmischen. Tony Cragg war damals – ganz neu – Professor an der Akademie. Er hat mich dann sehr gefördert und ich bekam ein Stipendium der Studienstiftung des deutschen Volkes.

Sie haben dann einige Jahre erfolgreich als Bildhauerin, auch international, ausgestellt. Warum haben Sie damit aufgehört?

Ich wollte mit Mitte dreißig meine politischen Überzeugungen und Ideale erproben und nicht nur an meiner ‚biografischen Veredelung‘ weiterarbeiten. Die zeitgenössische Kunst referiert sehr auf sich und ihre jüngste Geschichte, meine Kunst sah aber nie zeitgenössisch aus. Mein Künstlerverständnis war historisch tradiert angebunden. Das hatte eher mit dem Ideal eines Allgemeingelehrten zu tun. Somit war die Kunst für mich immer eher ein Tool, um der Wirklichkeit philosophisch zu Leibe zu rücken. Kunst kann über den sprachlichen Raum hinaus noch eine weitere Dimension hinzuziehen: Für mich ist sie ein Arbeiten an Welterkenntnis.

Wie kam es dann zu den Partizipationsprojekten?

Ich lebte in Wuppertal in einem Brennpunktviertel und war in dem Stadtteil gut vernetzt. Dort habe ich mit vielen Bewohnern des Stadtteils Interviews für ein Medienprojekt geführt. Das fand ich richtig spannend. Die Stadt schrieb in dieser Zeit einen Wettbewerb für den öffentlichen Raum aus.

Angsträume in der Stadt erschließen

Was waren Ihre ersten Projekte in Wuppertal?

Es ging um Angsträume in der Stadt. Dazu zählten verschiedene Treppen. Die sollten mit Kunst verschönert werden. Ich glaubte nicht, dass das funktionieren würde, und habe stattdessen vorgeschlagen, etwas zusammen mit

der Bevölkerung zu machen. Eines der ersten von vielen Projekten war „Lichterwege“: Die Leute haben Gläser gesammelt und bemalt und nach meinen Entwürfen an den Treppen aufstellt. Man fing an, darüber nachzudenken und ins Gespräch zu kommen, wieso man diese Treppe meidet. Es wurde ein riesiger Erfolg und im Februar haben wir 20-jähriges Jubiläum gefeiert! Mittlerweile gibt es an den Treppen auch Musik und viele Leuchtkostüme. Aus 400 wurden 6 000 Lichter. Wir haben damit Preise gewonnen und sind ein Vorbild für andere Städte.

Was ist dabei der Unterschied zu einer Großveranstaltung, die eine Eventagentur organisiert?

Es ist ein künstlerischer Prozess, der bestenfalls eine öffentliche und, noch wichtiger, eine heilsame Wirkung für soziale Strukturen entfaltet. Das Heilsame kann auch provokativ sein, aber darf nach meinem Verständnis nicht destruktiv sein. Ein künstlerisches Partizipationsprojekt ist eine sehr komplexe Sache, die mit Vertrauen und mit kommunikativen Qualitäten zu tun hat. Ich habe Kinder und Jugendliche beteiligt und die Kunst in den Prozess und in den Stadtraum gebracht. Auch nachhaltig, es gibt noch viele Interventionen von mir, die kaum Vandalismus aufweisen.



Viele der Partizipationsprojekte wurden in Katalogen dokumentiert. „Lichterwege“ ist eines der erfolgreichsten.

Auch wenn jedes Projekt anders ist – worauf sollte ein Künstler achten, damit es gelingt?

Man muss sich die Bedarfe und Strukturen der jeweiligen Organisation, über die man die Menschen anspricht, im Vorfeld sehr genau ansehen. Man agiert ja an Orten, wie Schulen, oder nutzt soziale Angebote im Stadtraum. Gerade wenn man in die Stadteilarbeit geht, sollte man auch Local Scouts fragen: „Was ist hier eigentlich wirklich los?“ Sonst entstehen Dinge, die an der Bevölkerung völlig vorbeigehen.

Was bedeutet so ein Projekt für einen selbst – als Künstler?

Man muss schon sein ‚Krönchen‘ vor der Tür ablegen. Es geht nicht darum, dass ‚Frau Schilling jetzt tolle Kunst macht‘, sondern man gibt die Autorenschaft ein Stück weit auf. Es gibt eine infrastrukturelle Logistik, bei der man sich als Künstler sehr genau überlegen muss: „Will ich das?“, und: „Kann ich das, und auch alleine?“ Es können sich auch Künstler zusammenschließen. Die müssen sich aber in eine Teamstruktur reinbegeben wollen.

Improvisationsvermögen gefragt

Welches Rüstzeug braucht man als Künstler für so komplexe Prozesse?

Improvisationsvermögen ist gefragt. Die Sachen, die man vorhat, entwickeln sich nicht unbedingt so, wie man das will. Man muss Interesse an Menschen und an der Gesellschaft mitbringen, mehr als nur an der Kunst selbst. Wenn man mit vielen kunstfernen Menschen agiert, entstehen sehr komplexe Prozesse. Man will die Leute nicht zum Interesse an zeitgenössischer Kunst erziehen. Die Projekte sollen etwas zum Stadtraum beitragen und den Teilnehmern mit den Mitteln der Kunst helfen, in der Realität anders zurechtzukommen. Leider haben wir komplett versäumt, dafür adäquate Ausbildungsstrategien zu entwickeln. Aber es gibt junge Menschen, die ohne den Umweg einer Künstlerkarriere direkt in diesen Bereich wollen.

Was müsste sich im Zusammenhang mit Partizipation in der Ausbildung an Kunstakademien ändern?

Das muss gewollt, erarbeitet und finanziert werden. Die Künstler müssen nicht nur begabt sein, sie sollten zusätzlich kommunikative Fähigkeiten und Interesse an gesellschaftsverändernden Prozessen mitbringen. Sie müssen in respektvolle Tuchfühlung gehen – mit dem Rest der Welt. Der Impuls geht oft von einzelnen freien Künstlern aus. Er ist derzeit in Bezug auf die künstlerische Qualität aber eher eine Rarität. Es gibt aber erste Schulungen und Strategien, die eine Professionalisierung einleiten. An diesen Prozessen bin ich auch beteiligt.

Welche wichtigen Fähigkeiten lernen gerade junge Menschen in partizipativen Projekten?

Wenn man die künstlerischen Mittel als Tools nimmt, um Wirklichkeit zu gestalten und zu begreifen, dann gewinnt man ein riesiges Instrumentarium für das Unwägbare hinzu. Man lernt viel präziser, mit Lebenssituationen umzugehen und Visionen zu entwickeln, jenseits des kalkulierbaren Raumes. Die Digitalisierung ist dabei ein Tool mehr. Sie macht vieles niederschwellig-

ger für junge Leute. Bildung gibt die Fähigkeit zur Lebensbewältigung. Bildung hat viel mit Nachhaltigkeit, Friedensarbeit und mit den Basics der Zivilisation zu tun. Das muss auch von der Politik erkannt werden.



Diemut Schilling zeichnet jeden Tag – manchmal auch Ratsmitglieder auf den Sitzungen.

Zum Abschluss: Geben Sie uns bitte noch ein Fazit aus sechs Jahren Ratsarbeit!

Wir haben anfangs bestimmte Grundüberzeugungen zur Qualität von Kultureller Bildung und zu Zugangsmöglichkeiten erarbeitet, aber auch infrage gestellt. Mit den Terminologien, die wir entwickelt haben, stießen wir einerseits auf Kritik, andererseits wurde dadurch viel darüber gesprochen und der Diskurs geschärft. Der Rat möchte durch kritisch-konstruktive Bestandsaufnahmen zur dauerhaften Sicherung und qualitativen Verbesserung der Kulturellen Bildung beitragen.

Kunstsparten differenzieren

Wie unterscheidet sich der Rat von den anderen Playern im Feld?

Durch die interdisziplinäre Zusammensetzung des Rates wird deutlich, wie verschieden die Kunstsparten ihre Positionen in der Kulturellen Bildung entwickelt haben, und dass man von *den* Künsten nicht sprechen kann. Es ist daher konstruktiv, das auseinanderzuhalten und zu differenzieren. Der Reichtum liegt in der Vielfalt! Der Rat thematisiert und bearbeitet diese Vielfalt. Sein Alleinstellungsmerkmal in dem Feld ist, dass er sie in seiner Besetzung auch lebt.

Was konnten Sie als Künstlerin in die Ratsarbeit einbringen?

Wenn man die Kunstszene und die Ausbildungsinstitutionen ansprechen will, muss man die Praxis kennen und wissen, wie so ein System tickt und wie man

Qualität gewährleisten kann. Bei der Ratsarbeit diskutieren alle ergebnisoffen. Diese Mischung aus Neugierde, Offenheit, Respekt und Vertrauen, innerer Beweglichkeit und auch Lust an einem Erkenntnisgewinn, den wir teilen, der ist im Diskurs nicht selbstverständlich. Wichtig ist auch Humor, wenn Meinungen definitiv auseinanderklaffen oder Lücken sichtbar werden. Das ist für mich der Inbegriff des konstruktiven Arbeitens.



Prof. Diemut Schilling, Künstlerin und Professorin für Zeichnung und Druckgrafik an der Alanus Hochschule für Kunst und Gesellschaft.



RAT FÜR
**KULTURELLE
BILDUNG**

Die Fragen stellte Alexandra Hahn,
Kommunikationsmanagerin beim Rat für Kulturelle Bildung e. V.

Kontakt

Rat für Kulturelle Bildung e. V.

Huysenallee 78–80

45128 Essen

E-Mail: hahn@rat-kulturelle-bildung.de

Tel.: 0049 (0)201 / 89 94 35–12

www.rat-kulturelle-bildung.de